**Dieses Dokument ist eine Zweitveröffentlichung (Verlagsversion) /
This is a self-archiving document (published version):**

Reinhard Hiltcher

**Wolfgang Bock (Hrsg.), Werner Flach. Kant zu Geschichte, Kultur und
Recht.**

Erstveröffentlichung in / First published in:

Kant-Studien. 2017, 108(4), S. 650 – 675 [Zugriff am: 06.12.2019]. De Gruyter. ISSN 1613-1134.

DOI: <https://doi.org/10.1515/kant-2017-0046>

Diese Version ist verfügbar / This version is available on:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-712928>

„Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFGgeförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.“

This publication is openly accessible with the permission of the copyright owner. The permission is granted within a nationwide license, supported by the German Research Foundation (abbr. in German DFG).
www.nationallizenzen.de/

Buchbesprechungen

Werner Flach. Kant zu Geschichte, Kultur und Recht. Hrsg. von **Wolfgang Bock**. Berlin: Duncker & Humblot, 2015. 301 Seiten. ISBN 978-3-428-13368-0.

Besprochen von **Prof. Dr. Reinhard Hiltcher**, Technische Universität Dresden, Institut für Philosophie, Zellescher Weg 17, D-01062 Dresden; hiltsch@rcs.urz.tu-dresden.de
<https://doi.org/10.1515/kant-2017-0046>

Wolfgang Bock hat die Kantaufsätze des renommierten Transzendentalphilosophen Werner Flach in einem Band herausgegeben. Der Band versammelt sowohl bereits veröffentlichte als auch neu verfasste Aufsätze Werner Flachs. Die Aufsätze widmen sich der gesamten Breite der Philosophie Kants – und es ist schier unmöglich, alle Aufsätze des Autors in diesem Rahmen zu referieren, geschweige denn, Ihnen in einer Diskussion gerecht zu werden. Der Rezensent muss somit eine Auswahl treffen. Ich konzentriere meine Besprechung deshalb auf die zwei thematischen Hauptgruppen der Aufsätze, die mir besonders systematisch relevant zu sein scheinen. Es handelt sich dabei *erstens* um Flachs Aufsätze zur theoretischen Philosophie Kants und *zweitens* um die Aufsätze, die sich der Geschichtsphilosophie Kants widmen.

I Aufsätze zur theoretischen Philosophie Kants

Ein Aufsatz von fundamentaler Bedeutung ist der etwas ältere Text *Transzendentalphilosophie und Kritik. Zur Bestimmung des Verhältnisses der Titelbegriffe der Kantischen Philosophie* (1–14). Der Autor weist in diesem kurzen, gleichwohl ausgesprochen bedeutsamen Aufsatz die „Reflexivität“ der kantischen Transzendentalphilosophie nach. Der immer wieder – besonders niveauvoll z. B. von Reinhold Aschenberg (1982)¹ – erhobene Einwand, Kants Transzendentalphilosophie beschränke sich auf die Grundlegung empirischen Erfahrungswissens, könne sich aber selbst nicht rechtfertigen, wird von Flach vehement bestritten. Vielmehr begründe sich die Transzendentalphilosophie nach der Einschätzung Kants in einer abschließenden Reflexion gerade selbst – sie tue dies als „Kritik“, um den hierfür von Kant gewählten Terminus technicus zu strapazieren. Besagtes Reflexionsproblem interpretiert Flach deshalb konsequenterweise als Verhältnisbestimmung der operativen Titelbegriffe „Kritik“ und „Transzendentalphiloso-

¹ Sprachanalyse und Transzendentalphilosophie, z. B. 46.

phie“. Die „Kritik“ begründe die Möglichkeit, dass die von ihr fundierte Transzendentalphilosophie das systematische Universum erkenntnisfundierender reiner Prinzipien in apriorischen Sätzen darlegen und ausschöpfen könne (4 ff.). Jedoch sei auch die „Kritik“ bereits ein integraler Teil transzendentaler Erkenntnis, ohne schon selbst das System der Transzendentalphilosophie in Gänze zu sein. Insofern jedoch die „Kritik“ selbst transzendente Erkenntnis sei, und insofern sie die Möglichkeit des Systems der Transzendentalphilosophie insbesondere auch dadurch gründe, indem sie die Möglichkeit und die Gründe synthetisch-apriorischer Erkenntnis letztbegründe, begründe sich die Transzendentalphilosophie qua „Kritik“ in ihrer Möglichkeit selbst (a. a. O.). Deshalb gibt Flach in diesen Zusammenhängen auch den Hinweis darauf, dass die transzendente Erkenntnis der „Kritik“ apriorische Erkenntnis sei (3 ff.). Das Letztbegründungswissen (der „Kritik“) müsse apodiktisches Wissen sein – und solcherlei Notwendigkeit gestehe der Begriffskosmos Kants nur dem apriorischen Wissen zu.

In zwei Aufsätzen zu Kants „Deduktion“ verfolgt Flach die Linie einer bestimmungslogischen Rekonstruktion.² Flach arbeitet heraus, dass man die Prinzipien der Sinnlichkeit und die Prinzipien des Denkens innerhalb einer funktionalen Theorie des Urteils als Bestimmungsoperatoren zu fassen habe. Die Prinzipien der *Sinnlichkeit* formen nach Flachs Interpretation den Erscheinungsgegenstand zu einem unbestimmten, aber zu bestimmenden und bestimmbareren *Gegenstand*. Die Prinzipien des *Denkens* stellen diejenigen Bestimmungsoperatoren dar, die Bestimmtheit und Weiterbestimmbarkeit des *Gegenstandes* ermöglichen und garantieren (51 f.). Allerdings seien auch schon die Prinzipien der Unbestimmtheit nur dann funktionsfähig, wenn auch schon an deren Begründungsleistungen die Prinzipien des Verstandes kooperativ und letztfundierend mitwirkten (51 f.).

Im zweiten Aufsatz zur Kategoriendeduktion gibt Flach eine wichtige Erläuterung zum Begründungsverhältnis zwischen transzendentaler Logik *einerseits* und allgemeiner reiner (=formaler) Logik *andererseits*. Die transzendente Logik, kläre die Bedingungen und Voraussetzungen der formalen Logik, indem sie *das allererst begründe*, was die formale Logik schon voraussetzen müsse, ohne es selbst begründen zu können: Den Gegenstandsbezug des Denkens (62 ff.). Flachs Verhältnisbestimmung der beiden Logiktypen widerspricht neueren Auffassungen. Exemplarisch sei hier nur Michael Wolff (1995)³ genannt, der die transzen-

2 „Das Problem der transzendentalen Deduktion: seine Exposition in der Kritik der reinen Vernunft und seine Wiederaufnahme im Neukantianismus der Südwestdeutschen Schule“ (47–57) und „Das Kategorienkonzept der kritischen Philosophie Kants und seine Revision im Marburger Neukantianismus“ (59–91).

3 Die Vollständigkeit der kantischen Urteilstafel. Mit einem Essay über Freges *Begriffsschrift*, 204–214.

dentale Logik als Logik des besonderen Verstandesgebrauchs verstehen will. Flach macht mit seiner Sicht der Begründungsrelation zwischen transzendentaler und formaler Logik deutlich (leider ohne dies *expressis verbis* auszuführen), dass geltungslogisch betrachtet, Bestimmtheit und Unbestimmtheit qua funktionale Prinzipienmomente ursprünglicher als Sinn und Bedeutung sein müssen, sodass die transzendente Logik die formale allererst letztfundiere. Kants Prinzipientheorie des Denkens hat sicherlich die transzendente Logik nicht dem „besonderen Verstandesgebrauch“ zugeordnet. Die transzendente Logik kann nur dann eine Logik des geltungsrelevanten Erfahrungsgebrauchs des Denkens sein, sofern sie immer auch und zugleich Geltungslogik der Bestimmung ist. Denn Geltungslogik lässt sich nach Kant nur in Form einer Bestimmungslogik abschließend begründen. Darin liegt: Jeder Sinn ist *notwendigerweise bestimmter* Sinn, jede Bedeutung ist *notwendigerweise bestimmte* Bedeutung. Ohne Bestimmtheit gibt es somit weder Sinn noch Bedeutung. Das ‚Vice versa‘ hingegen lässt sich nicht ebenso strikt feststellen. Wer nicht die Funktion der Bestimmtheit in Anspruch nimmt, kann weder Sinn noch Bedeutung konstituieren – dagegen gibt es keinen *eigentlichen Sinn* oder eine eigentümliche Bedeutung von Bestimmtheit *selbst* – außer im dialektischen Verhältnis *gegen* das komplementäre Begriffsmoment ‚Unbestimmtheit‘. Bestimmtheit und Unbestimmtheit sind Funktionen, die von konkretem Sinn und konkreter Bedeutung in Anspruch genommen werden (müssen). Insofern die formale Logik die Prinzipien des Denkens entfaltet, denen jeder Gedanke, der Sinn und Bedeutung aufweisen soll, genügen muss, insofern aber weiterhin Sinn und Bedeutung eines Gedankens noch durch die Prinzipien von Bestimmtheit und Unbestimmtheit abschließend konstituiert sein müssen, kann die formale Logik per definitionem nicht eine autarke abschließende Exposition der Prinzipien von Sinn und Bedeutung des Denkens leisten. Denn Sinn und Bedeutung haben die Prinzipien von Bestimmtheit und Unbestimmtheit gleichsam als Bedingung der eigenen Möglichkeit, im Rücken. Die Prinzipien der Bestimmtheit und Unbestimmtheit, welche die formallogischen Prinzipien des Denkens letztabsichern und allererst möglich machen, sind nach Kant die Prinzipien des Gegenstandsbezuges des Denkens: Transzendentallogische Prinzipien. Denn nur der notwendige Gegenstandsbezug „*überhaupt*“ des Denkens ermöglicht die Bestimmtheit der Gedanken, die Denken zu fassen vermag – und damit in Folge auch deren logisch Sinn und Bedeutung.

Im engen Zusammenhang hierzu steht nun auch ein Aufsatz zum Schematismus.⁴ Flach weist nach, dass dem Schematismus laut Kant die Aufgabe obliege,

⁴ „Kants Lehre von der Gesetzmäßigkeit der Empirie. Zur Argumentation der Kantischen Schematismuslehre“ (35–45).

Wahrnehmungen sozusagen in die apriorischen Funktionsgleichungen der die Erfahrung konstituierenden „Grundsätze“ einzuordnen. (43). Flachs u. a. gegen Baumanns (35 f.) gerichteter Interpretationsansatz versucht eine erkenntnispsychologische oder gar „erkenntnisontologische“ Fehldeutung des Schematismus zu verhindern. Dahinter steht Flachs Sicht, man dürfe den Schematismus nicht so verstehen, als stelle er eine Vermittlung zweier „Vermögen“ dar. Erfahrung ist nach Kant – so Flach – Einordnung von Wahrnehmungen in jene invarianten Funktionsgesetze, die im Grundsatzkapitel der 1. Kritik entfaltet werden. Schon die einzelne Wahrnehmung ist nur dann erkenntnisrelevant, wenn sie nicht einfach ein singuläres Vorkommnis im Erlebnisraum eines konkreten Subjekts ist, sondern der Inhalt dieser Wahrnehmung kann nur dann relevanter Inhalt sein kann, wenn er schon als *einzelner* Inhalt *in sich* diesen ‚Erfahrungsgleichungen‘ unterliegt und unterliegen muss. Ein Wahrnehmungsinhalt, der nicht immer schon bereits bei seiner ursprünglichen Präsentation in die Funktionsgleichung eingeordnet wäre, wäre weder ein geltungsrelevanter noch *bewusster* Inhalt. Nur der transzendente Zeitschematismus ermöglicht es, den Inhalt der einzelnen Wahrnehmung von der Bindung an der Bewusstseinsleben eines einzelnen konkreten Subjekts zu lösen – und diesen Inhalt schon immer auch in sich als Erfüllungsmoment der Funktionen zu verstehen.

Ein anderer Aufsatz zur theoretischen Philosophie arbeitet die Bedeutung der Ansätze Kants für die zeitgenössische wissenschaftstheoretische Debatte heraus.⁵ Es gehe auch heute noch um die Frage, wie man dem „erlebnisinitiierten Wissen gleichwohl die transerlebnismäßige Sicherheit“ garantieren könne (96). Eine systematische Ordnung der Grundaspekte jeder Naturbestimmung (Bestimmtheit, Bestimmbarkeit Unbestimmtheit) sei im Methodenbegriff der heutigen Wissenschaftstheorie ebenso als Bestimmungsproblematik enthalten wie zu Zeiten Kants:

Die Überlegungen, die in der modernen Wissenschaftstheorie angestellt werden, zielen denn auch ausnahmslos auf Bewältigung dieser Probleme. Sie sind bestrebt, eine Lehre vom fraglosen Ausgangswissen und eine mit dieser zusammenstimmende Ansicht von aus diesem zu derivierenden Wissen zu entwickeln. Sie suchen hinter das Verhältnis von Unbestimmtheit und Bestimmtheit in den verschiedensten Ansichten von Bestimmbarkeit zu kommen. Sie widmen sich dem Verhältnis von Vereinzelheit und Allgemeinheit in den Lehrstücken der Klassen, Mengen und Reihenbildung. (97)

Ein weiterer Aufsatz trägt den Titel „*Kritizistische Methode. Analyse und Bewertung*“ (105–117). Hier geht es Flach um das Verhältnis der kritizistischen Methode

5 „Wissenschaftstheorie als Transzendentalphilosophie“ (93–103).

(namentlich Kants und Rickerts) zur dialektischen Methode (namentlich Hegels und Kroners). Fundament dieser Debatte ist nach Flach der Dissens um eine geltungstheoretisch angemessene Bestimmung des Verhältnisses zwischen den Prinzipien der Konstitution der Erkenntnis *einerseits* und den Prinzipien der Geltungsregulation der Erkenntnis *andererseits* (106 ff.). Die kritizistische Methode trenne *strikt* die Prinzipien der Gegenstandskonstitution von denen der Geltungsregulation, ohne jedoch dabei selbst eine exakte Begründung für diese Trennung anzuführen (110 f. u. 115 ff.). Bei Kant sei z. B. der Geltung und Bestimmung betreffende Regulativsinn der Vernunftideen klar von Sinn der Gegenstandskonstitution in „Deduktion“ und Grundsatzkapitel zu unterscheiden. Hegels dialektische Methode verbinde im Prinzip der Dialektik den regulativen Sinn des Bestimmungsprozesses mit dem Prinzip der Geltungsbegründung dieses Prozesses (110 f. u. 115 ff.). Fielen also bei Kant und den Kantianern Geltungsregulation und Geltungsbegründung klar auseinander, vermittele der Hegelianismus beide Aspekte in eine gnoseologische Einheit (115 ff.). Bei beiden Methoden lägen die jeweiligen Defizite klar auf der Hand. Besäße *auf der einen Seite* der Kantianismus insbesondere ‚Marburger Ausprägung‘ noch nicht einmal einen hinreichend klaren Begriff des Unterschiedes und der Verhältnisbestimmung der angesprochenen Aspekte (117), führe *auf der anderen Seite* die dialektische Methode des Hegelianismus zu einer Aufweichung des konstitutiven gegenständlichen Sinnes des Geltungsbegriffes. Denn die Gegenstandsrelevanz des Geltungsbegriffes setze gerade die *Kontingenz inhaltlich* gegenständlicher Bestimmung voraus. Die Vereinbarkeit unbedingter Apodiktizität der Form der Erkenntnis mit der ‚gleichzeitigen‘ Kontingenz von deren Inhalt ist im Kern bedingt durch besagte klare Unterscheidung zwischen Geltungskonstitution und Geltungsregulation. Genau diese Kontingenz werde aber im Hegelianismus durch die Absolutsetzung der Methode aufgehoben, eine Absolutsetzung, die nur in und aufgrund der vermittelnden dialektischen Einheit von Bestimmungsregulation und Bestimmungskonstitution möglich sein könne.

II Aufsätze zu Geschichtsphilosophie Kants

Den zweiten systematischen Schwerpunkt der Aufsatzsammlung kann man in den Interpretationen zur Geschichtsphilosophie Kants sehen. Dieser Schwerpunkt ist durch folgende Aufsätze vertreten: *Kants sogenannte Reziprozitäts- oder Analytizitätsthese, seine Lehre vom Faktum der Vernunft und sein Geschichtsbegriff* (i) (119–129); *Zu Kants geschichtsphilosophischem ‚Chiliasmus‘* (ii), (159–167); *Zu Kants Kultur- und Geschichtsphilosophie* (iii), (169–179); *Kants Geschichtsphilosophie* (iv), (181–191); *Kants Geschichtsphilosophie im Widerstreit* (vi), (193–207);

Erreichung und Errichtung. Über die empiriologische Orientierung der Kantischen Geschichtsphilosophie (vii), (243–249); *Kants Begriff der Kultur und das Selbstverständnis des Neukantianismus als Kulturphilosophie* (viii), (251–265).

In Aufsatz (i) weist Flach auf eine Akzentverschiebung in der Kritik der praktischen Vernunft gegenüber den Erwägungen in der ‚Grundlegung‘ hin. Anders als in der ‚Grundlegung‘ sei in der zweiten Kritik schon der in der Kritik der Urteilskraft später eingeschlagene Weg maßgeblich und deutlich erkennbar, insofern Kants moralphilosophische Reflexionen in den gesamten Kontext seiner Philosophie eingeordnet würden (127). Auch Kultur und Geschichte spielten nun im Kontext der Moralphilosophie eine Rolle:

Die Verschiebung der Koordinaten ist erheblich und komplex. Die zweckmäßige Entwicklung der Naturanlagen des Menschen verhilft diesen zu seiner ‚natürlichen Vernunft‘. Und diese ist das Vermögen den obersten praktischen Grundsatz diskursfrei zu fassen. (128)

Was Flach in seinen Aufsätzen zur Geschichtsphilosophie Kants unter der Marke „Empiriologie“ systematisch beabsichtigt, ist letztlich der Versuch, die Bindung der Geschichtsphilosophie Kants von einer *zu starken Letztfundierung* durch die Moralteologie zu befreien, die dieser Geschichtsphilosophie nur einen *schlicht* heuristischen Status zubilligen könnte. Zwar bedeute die Freiheit die „Prinzipienbestimmtheit des Willens“ (200) – und definiere deshalb in Folge auch das konkrete Subjekt in seiner *Möglichkeit* des ‚Subjektseins‘. Dieses müsse seine ihm je selbst eignende Freiheitsbestimmtheit allererst aus dem Kontext der Natur heraus im Modus der Selbstgestaltung entwickeln, im Modus einer Selbstgestaltung, welche immer auch und zugleich ‚rationale Selbstwerdung‘ bedeute (200). Nun gehe der Erfahrungsbegriff im Sinne der reflektierenden Urteilskraft über jenen ‚empirischen Begriff der Erfahrung‘ hinaus, der in der Analytik der ersten Kritik entfaltet werde. Im Rahmen der Lehre von der reflektierenden Urteilskraft und besonders auch innerhalb von Kants Geschichtsphilosophie werde Erfahrung in einen Bezug zur „Lebenswelt“ unter der Perspektive der (Selbst)-Bestimmung des Menschen gedacht. Die erscheinende Natur müsse als so eingerichtet gefasst werden, dass sie Entwicklung der kulturellen Anlagen des Menschen ermögliche – und sich so die Fähigkeit des Menschen zur selbstbestimmten Realisierung seiner Zwecke immer mehr ausweite (203 f.). Der Begriff des Menschen sei der der zweckbestimmten Natur (203 f.). Der letzte Zweck des Menschen als Naturwesen bestehe in Kultur und Disziplinierung, welche den Menschen zugleich in eine ‚weltbürgerliche Gesellschaft‘ einflechteten und hineinversetzen. Diese vernünftige Überformung der rohen Natur des Menschen qua Kultur ringe dieser Natur immer mehr Freiheitsspielräume ab.

Flachs' Pointe besteht darin, die Geschichtsphilosophie Kants davor zu bewahren, nur als ein Appendix der moralischen Teleologie der Methodenlehre der teleologischen Urteilskraft verstanden zu werden. Denn der voranschreitende Prozess der Kultivierung der Menschheit (insbesondere im Sinne einer weltbürgerlichen Ordnung) ließe sich sozusagen anhand einer Erfahrung *sui generis* von der Natur ablesen. Der Erfahrungsbegriff, der hier das Thema sei, sei nicht der Erfahrungsbegriff der theoretischen Erfahrungserkenntnis, er sei aber auch nicht ein schlichtes Zeugnis der Funktion der Begriffe der teleologisch reflektierenden Urteilskraft. Denn anders als Organismen, die man mittels der teleologisch-reflektierenden Urteilskraft unter Zweckbegriffe bringt, sind begriffliche Zwecke, die sich der Mensch zu setzen vermag, nicht nur eine ‚*unausweichliche* heuristische Deutungsperspektive‘. Wie schon früher Klaus Düsing (1968)⁶ versucht auch Flach eine kantische Version des Lebensweltbegriffes an dieser Stelle zu etablieren.

Die Geschichte – darauf verweisen die in der Bestimmung enthaltenen Erfahrungsbegriffe – ist Weltbetrachtung [...]. Bei diesem Thema ist ausgemacht, dass das, was da zur Bestimmung steht, als reales Geschehen und hiermit vor allem als natürlicher Vorgang in Rechnung zu stellen ist. Erkenntnis der Welt qua Erfahrung ist Erfassung von Naturalem [...]. Konsequenterweise ist der Gegenstand, um den es hier geht, als etwas aufgefasst, das den Naturgesetzen unterliegt [...]. Was also auch immer in Bezug auf die Geschichte vorgebracht wird, muss dem Rechnung tragen [...]. Die generellen Grundlagen der Erkenntnis müssen die Möglichkeit einschließen, Erscheinungen in der Welt in Begriffe zu fassen, die nicht ausschließlich Erfahrungsbegriffe in dem Verstande der Begriffe der Natur sind, die von anderer Begrifflichkeit sind. Es gibt solche Erscheinungen, die nur in solchen Begriffen adäquat zu fassen sind. Die in Frage stehenden Begriffe charakterisieren weiterhin unsere Lebenswelt. Ihre Besonderheit gründet darin, dass sie nicht Begriffe der bestimmenden, sondern Begriffe der reflektierenden Urteilskraft sind. (202f.)

Man könnte hier Flachs' Argumentation evtl. auf den Begriff einer funktionalen ‚Erfahrungs-Projektion‘ bringen. Flach denkt diesen genuinen und exklusiven Erfahrungsprozess also nicht nur als heuristisches ‚Reflexionsproblem‘ der Urteilskraft, sondern als einen aus der Erfahrung heraus erkennbaren Prozess, der gleichwohl nicht völlig in Erfahrung aufgehe.

Selbstverständlich muss von diesem Gang etwas erfahrungsmäßig aufzeigbar sein. Das ist der Fall, sagt Kant. Weniges reicht aus. Denn aus dem Wenigen lässt sich die generelle Tendenz konstruieren. Wie auf Grund der Bestimmtheit eines Bahnsegments die Bestimmung der ganzen Bahn zu ermitteln ist, ist das Wesen der Geschichte aus dem Wenigen erfahrungsmäßig zur Verfügung Stehenden zu bestimmen. (206)

⁶ Die Teleologie in Kants Weltbegriff. Bonn.

Zwar sei der Mensch als Kulturwesen nicht *absoluter* Endzweck der Natur selbst, aber er sei deren „betitelter Herr“. Die selbstgesetzten Zwecke würden ihm *einerseits* nicht ‚mechanisch‘ von der Natur ‚eingetrichtert‘ werden, aber Natur bringe *andererseits* aus sich heraus das rationale Begehrungsvermögen selbst hervor. Das Ziel durch Kultivierung, Disziplinierung und die weltbürgerliche Rechtsordnung die Fähigkeit der Willkürfreiheit beständig zu verbessern und zu erweitern, ist nicht einfach ein beliebiges Ziel der Willkür, das dieser je situationsbedingt ‚einfällt‘, sondern es ist gewissermaßen für das rational-naturale Vermögen der Willkür der ‚unabweisbare Zweck‘, der schon mit diesem unauflöslich mitgegeben ist. Die Willkür will gesetzte Zwecke einlösen, dies ist die sie definierenden Bestimmung. Da sie ohne Zweckbezug nicht stattfindet, muss sie zugleich die Bedingungen ihrer Betätigung und insbesondere die Bedingungen der Erweiterung ihrer Zweckrealisierungsfähigkeiten notwendig wollen, wenn sie nur irgendetwas zu wollen beginnen soll. Oder anders formuliert: Die Willkür muss, wenn sie etwas will und zu realisieren versucht, immer zugleich das ‚mitwollen‘ was die Ausübung ihrer Funktion ermöglicht, erleichtert und verbessert. Dennoch kann man selbstverständlich andererseits diesen „letzten Zweck“ nicht der ‚absoluten‘ rationalen Autonomie und Autarkie des *prinzipienbestimmten reinen Willens* gleichsetzen, da die Willkürfreiheit durch ihre naturale Komponente ein kontingentes Produkt der Natur ist und bleibt. Der letzte Zweck des Menschen als Naturwesen, ist eben nicht der *unbedingte* moralische ‚absolute Endzweck‘.

Flach schreibt deshalb:

Der letzte Zweck der Natur ist Terminierung der Natur. [...] Er ist nicht mehr Zweckbestimmtheit in dem Verstande der Zweckmäßigkeit, als Mittel-Zweck-Relation, sondern Zweckbestimmtheit im Verstande der Zwecksetzung und der Zwecktätigkeit [...]. Als solcher (der Mensch RH) setzt er seine Zwecke. Dafür ist er von der Natur sogar tauglich gemacht. Die Zwecktätigkeit ruht auf der Zweckmäßigkeit auf. Sie ist von der Zweck – Mittel-Relation nicht zu lösen. Sie verändert aber die Konditionierung. (204)

Während Kant-interpreten – namentlich Grünewald (193ff.) – die geschichtlich-kulturelle Entwicklung eher heuristisch als erste Etappe auf dem Weg zum moralischen Endzweck deuteten, ist Flach der Ansicht, die weltbürgerliche Kulturentwicklung der Menschheit sei gleichsam empirische Metaerkenntnis – und bezogen auf diese sozusagen „empirisch“ gestützten Basis könne *dann erst* die moralteleologische Heuristik zum Tragen kommen.

Fassen wir Flachs Sicht auf Kants Geschichtsphilosophie zusammen:

(1) Kultur und (rechtliche) Weltbürgerordnung sind keine schlicht heuristischen Analysebegriffe der reflektierenden Urteilskraft, wie dies z. B. der Begriff der Zweckmäßigkeit bei einem Organismus wäre. Es ist eine Erfahrungstatsache

(sui generis), dass es eine rational geformte Willkürfreiheit gibt, die ein rationales Zwecksetzungs- und Zweckrealisierungsvermögen darstellt.

(2) Für dieses natural-rationale Vermögen sind kulturelle Entwicklung der Menschheit und Rechteordnung keine beliebigen Zwecke, sondern diese Zwecke muss die freie Willkür grundsätzlich immer schon haben, da sie die Voraussetzungen ihrer durchgängigen Funktionsfähigkeit und Erweiterung ihrer Funktionstüchtigkeit darstellen.

(3) Da die Willkürfreiheit aber (auch) ein Erzeugnis der Natur darstellt, ist ihr „Dasein“ als Naturprodukt letztlich kontingent – und kann somit *als solches* nicht der Endzweck sein.

(4) Dieser Endzweck muss sich aus der reinen Prinzipienbestimmtheit des Willens qua reine praktische Vernunft *ergeben* und besteht in dem berühmten moralischen Endzweck der „Menschheit unter moralischen Gesetzen“.

(5) Gleichwohl verschafft die kulturelle Entwicklung des Menschen und die hieraus entstehende ‚Vernunftverfeinerung der Willkür‘ auch der Ursprungsautonomie immer bessere Bedingungen, wenn auch nicht gesagt werden kann und darf, dass die Kultur die Moralität erst ermögliche.

Anfragen an den Autor scheinen hier unausweichlich zu sein. Auch wenn die praktische Vernunft in ihrem Selbstverständnis den Vorrang vor der theoretischen (dem Verstand) einnimmt, ist damit *allein* nicht zu belegen, dass diesem Selbstverständnis auch die Wirklichkeit entspricht. Wäre es nicht denkbar, dass die theoretisch-instrumentelle Vernunft des *naturalen* Gattungswesens ‚Mensch‘ das Autonomiebewusstsein und das damit einhergehende Verpflichtungsbewusstsein (genauso wie auch die vernünftige Kultivierung) nur dazu benutzt, der Naturgattung Mensch den Kampf ums Dasein besonders gut gelingen zu lassen. Dabei nähme besagte naturale Gattungsvernunft die ‚Reibungsverluste‘, die durch die Abweichung vom Instinkt erzeugt würden, gleichsam billigend in Kauf. Denn z. B. der mit der Autonomie und deren Verpflichtungsbewusstsein einhergehende Altruismus könnte die Gattung aufs Ganze gesehen besser voranbringen als der angesprochene starre Instinkt. Damit wäre keineswegs die berühmt-berüchtigte systematische Karte des „Als ob“ gespielt. Sondern es geht hier um eine gleichsam *externe* Bedrohung der Autonomie. Denn das *einzelne* Subjekt könnte sich durchaus noch autonom bestimmen (wenigstens dem Gedankenkonstrukt nach), wäre aber als Teil der Naturgattung der Menschheit zugleich mit dieser Autonomie einem fremden vorgegeben und vor allem *kontingenten* Zweck verpflichtet: Dem Fortbestand der Gattung Mensch.

In diesem Falle ergäbe sich die paradoxe Konstellation, dass nämlich auch das selbstbestimmt handelnde einzelne Subjekt, weil es implizit Diener des letzten Zwecks der Gattung wäre, hierdurch nie wirklich autonom zu sein ver-

möchte. Auch wenn das einzelne moralische Subjekt sich bei einzelnen Handlungen ausschließlich gemäß und um Willen des Sittengesetzes bestimmen würde, wäre es doch nur ein Agent der Natur und deren Gattungsvernunft, denn es diene einem ihm vorgegeben nicht selbst entworfenen (*letztlich kontingenten*) Zweck. Kants Postulatenlehre sichert erst den Primat der praktischen Vernunft ab, indem sie besagtes Szenario zugunsten einer moralischen intelligiblen Weltordnung verhindert, einer Weltordnung, in welcher im Sinne eines unausweichlichen Vernunftglaubens individuelle Glückswürdigkeit und Glück einander wohlproportioniert zugeordnet gedacht werden können. Die Frage an den Autor müsste also lauten: Muss eine empiriologische Interpretation die Geschichtsphilosophie Kants diese nicht in den engsten Zusammenhang mit der Postulatenlehre der zweiten Kritik rücken? Denn ist der letzte Zweck des Naturwesens Mensch ein Thema der Erfahrung – ganz gleich wie man den Erfahrungsbegriff bestimmen will – eröffnet sich zugleich die systematische Gefahr einer möglichen naturalen Instrumentalisierung der reinen praktischen Vernunft selbst.

Es ist erfreulich und ausgesprochen zu begrüßen, dass Werner Flachs Kantaufsätze nun in einem Band zugänglich sind. Das hohe systematisch-philosophisch Niveau dieser Texte spricht für sich selbst. Flach philosophiert – um mit Zocher (1959)⁷ zu sprechen – mit Kant mit.

Gabriel Rivero: Zur Bedeutung des Begriffs Ontologie bei Kant.

Eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung. Berlin: de Gruyter, 2014, 247 Seiten. ISBN 978-3-11-034180-5.

Besprochen von **Dr. Gualtiero Lorini**, Technische Universität Berlin, Institut für Philosophie, Straße des 17. Juni 135, D-10623 Berlin, Deutschland; gualtiero.lorini@gmail.com

<https://doi.org/10.1515/kant-2017-0047>

Das Wort „problematisch“ scheint das Adjektiv zu sein, mit dem man die Natur des Begriffes „Ontologie“ in Kants Denken beschreiben muss. Die relativ seltene Verwendung des Begriffes in den veröffentlichten Schriften und gleichzeitig der von diesem Begriff ausgehende Dialog Kants mit seinen Quellen haben im letzten Jahrhundert zu sehr heterogenen Interpretationen geführt, die oft von der theoretischen Perspektive der Interpreten beeinflusst sind, wie z. B. im Fall des Neukantianismus, der Phänomenologie oder Heideggers Kant-Interpretation. Die letzten Jahrzehnte haben ein Wiederaufleben dieses Interesses gezeigt, auch dank einer immer größeren Aufmerksamkeit den Reflexionen und vor allem den Vorlesungen

⁷ Zocher, Rudolf: Kants Grundlehre, ihr Sinn, ihre Problematik, ihre Aktualität. Erlangen 1959.